Der Sonntagsgast

Jahrgang 17. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 43.**

Im Hospital.

Novellette von Frieda Schanz.

In einer nur mäßig belebten Vorstadt einer Mittelstadt war ein kleines Mädchen überfahren worden, als es mit einem Primelstöckchen im Arm spornstreichs zwischen zwei raschfahrenden Droschken hindurch über den Fahrdamm rennen wollte.

Ein Vorübergehender hob das Kind auf, sein linker Arm hing schlaff herab, aus einer kleinen Kopfwunde strömte das lichte Blut über das feine leblose Gesicht, das weiße Wollkleid und das seidenweiche, offene, blonde Haar.

Ein Haufe Neugieriger war im Nu versammelt.

„Gott, ach Gott", tönte erbarmend, „so ein hübsches kleines Mädel!"

„Wer ist sie nur?"

Niemand wußte es. Die Kleine trug nichts an oder bei sich, was einen Namen führte. Das zerbrochene, zerknickte Blumentöpfchen konnte nicht sagen, wo es gekauft worden war und wer es gekauft hatte.

Ein Schutzmann hob das todtblasse, ohnmächtige Kind endlich in eine Droschke und brachte es nach dem Hospital.

Dort lag es nun, von Eisumschlägen und herzhaften Tropfen wieder ins Leben erweckt, mit bangen, entsetzten Augen, in den rothcarrierten Kissen des halblangen Kinderbettes, in ein roth und weißes Hospitaljäckchen gekleidet.

Ein junger Arzt und eine ebenfalls jugendliche Schwester mit weißer Schürze und schwarzem Kleid standen zu seiner Rechten und Linken. Untersuchung und Operation waren beendet. Der Arm war gebrochen und hatte gegipst werden müssen. Lange Kranken- und Geduldstage standen der Kleinen bevor.

Sie mochte dies aus den Reden der Aerzte und der Schwester herausgehört haben, eine verzweifelte Angst sprach aus ihren Zügen.

Schon beim Erwachen, als man ihr auf ihre Frage nach dem Primelstöckchen keine Auskunft geben konnte, hatte sie bitterlich geweint. Sie war eigensinnig gewesen, und wollte durchaus nicht sagen, wer ihre Eltern seien, wo sie wohne, wie sie heiße.

„Ich kann nicht. Nein, ich kann nicht!" hatte sie immer wiederholt.

Während der Untersuchung war sie dann wieder alles Erwarten heldenhaft, vernünftig und ruhig gewesen.

Nun aber wollte sie nach Haus. Bis Abend müsse sie zu Hause sein, erklärte sie energisch. Dabei fuhr sie mit der feinen rechten Hand über den Bettbezug. Große schwere Thränen rannen aus den reizendsten klarbraunen Kinderaugen unaufhaltsam über die mit leisem Fieberroth bedeckten Wangen.

Der Arzt wollte mit der kleinen schwierigen Patientin nun zu Ende kommen. — Das schwarze Täfelchen am Kopfende des Bettes war noch leer; zum drittenmal frug er die Kranke sehr ernst und energisch, wer sie sei. Er müsse ihre Angehörigen benachrichtigen.

„Das geht auf keinen Fall!" sagte das Kind bestimmt. „Ich sage es eben nicht, und ich kann es nicht sagen."

Der menschenfreundliche junge Mediziner faßte väterlich zart ihre gesunde Hand.

„Hast du noch beide Eltern?" liebes Kind?"

Ein dunkler Blick war die Antwort. „Nein — blos noch meine liebe, liebe Mama!"

„Nun also! Deine liebe Mama wollen wir eben benachrichtigen. Sie soll kommen und dich besuchen."

Das Kind fuhr zuckend auf und bat entsetzt: „Nein, nein! Bitte nicht! Meine Mama darf nicht wissen, daß ich hier bin. Ich will nach Haus! Ach bitte, lassen Sie mich doch nach Haus."

Arzt und Schwester sahen einander rathlos an.

„Ist deine Mama denn so streng?" frug die junge Schwester unbedacht.

Das Kind legte sich mit beleidigter Miene in die Kissen zurück.

„Meine Mama ist lieb und gut", sagte sie mit unbeschreiblichem Nachdruck.

Der Arzt winkte dem jungen Mädchen, beiseite zu gehen und nahm seine kleine Patientin noch einmal liebreich und streng ins Gebet. Ihre Mutter werde sich sorgen und ängstigen, nicht wissen, wo sie bliebe.

Das hatte das Kind aber alles schon überlegt.

„Bis Abend ängstigt sie sich nicht", sagte es mit ernster Ruhe. „Ich war zu Irma eingeladen und durfte bis nach acht Uhr bleiben. Blos weil ich das Primelstöckchen im Blumenladen vorm Fenster sah, bin ich umgekehrt. Rosa Primeln hat meine Mama so gern. Nun ist es zerbrochen und fort. Aber wenn ich nur bis nach Hause komme, dann ist es gleich."

Der Arzt sagte nun im festesten Ton, den er diesem lieblichen Geschöpf gegenüber aufbringen konnte, an Abendheimkehren sei nicht zu denken. Er habe übrigens mehr zu thun. Viele andere Kranke warteten sein. Sie solle ein Ende machen und ihren Namen angeben, wie es zur Ordnung gehöre. Ihre Mutter müsse nun einmal erfahren, was geschehen sei, das helfe nichts. Oder ob sie's in der Zeitung lesen solle? Ob das besser sei? — Ueber das Kind kam eine förmliche Ekstase der Erregung.

„O Gott, lieber Gott! Was soll ich nur thun?" rief sie rastlos. „Meine Herzensmama härmt sich über alles so! Sie können sich gar nicht denken, wie die ist! Sie hat so wie so seit drei Tagen so viel geweint, ich sehe es ihr immer an. Wenn nun noch etwas Trauriges kommt, das kann sie gar nicht aushalten!"

Der Arzt sagte, immer aufmerksamer in das feine heißerregte Gesichtchen blickend: „Liebes Kind — — übrigens, Deinen Vornamen kannst Du mir doch nennen." —

Sie überlegte und nickte. „Charlotte," sagte sie leise.

„Liebe Charlotte, willst Du mir denn nicht eine Freundin oder einen Freund von euch bezeichnen oder einen Verwandten oder irgend Jemand, der euch nahe steht, den wir bitten könnten, daß er Deiner Mutter recht behutsam und zart das Geschehene beibringt?"

Die Kleine sann nach.

„Nein!" sagte sie endlich, seufzend und langgedehnt. Dann stieg plötzlich eine helle Röthe in ihre Wangen, ihre Augen begannen zu schimmern, ein lieblicher, verlegener Ausdruck legte sich um ihr Mündchen.

„Jemand wüßte ich wohl —"

„Nun also!"

„Aber nein, es geht doch nicht!"

„Warum nun wieder nicht. Wer, liebes Kind, wer?" drängte der Arzt.

Sie besann sich noch eine halbe Sekunde und sagte dann mit eigenthümlich zartem, verschämten Ausdruck: „Onkel Kurt!"

„Ein guter Onkel!" rief der Arzt erfreut. „Das ist ja prächtig. An den wollen wir gleich einmal schreiben. Der wird es Deiner Mutter schon so sagen, daß sie nicht erschrickt." —

Das Kind meinte mit grübelndem, tief sorgenvollem Ausdruck: „Ach nein, es wird nicht gehen!"

„Ja, zum Kuckuck! Warum nicht in aller Welt?" frug der Herr Doktor nun völlig zornig.

„Onkel Kurt wird's nicht thun!"

„Hat wohl nicht Zeit? Was?"

Charlotte sah sich um, ob etwa eine der Schwestern oder eine der blassen Kameradinnen aus den Neben-Betten herüberspähe. Dann winkte sie den Doktor dicht zu sich heran und flüsterte vertraulich:

„Ich will's Ihnen sagen. Sagen Sie's nur ja Niemand weiter! Mama und Onkel Kurt sind böse aufeinander. Onkel Kurt kommt nie mehr zu uns, nie. Deshalb grämt sich ja eben Mama so — — ich weiß es doch —"

„Ah, deshalb —"

„Ja, deshalb!" Die Kleine nickte sehr ernst. „Denken Sie nur, Onkel Kurt ist so gut, er hat uns alles zu Liebe und zu Gefallen gethan. Und Mama ist auch so süß — — Und sie können sich ja auch leiden; — und doch haben sie sich am Sonntag so gestritten! Mama hat gezittert und geweint; — und Onkel Kurt ist gleich so sehr, sehr heftig. Der kann zornig werden — ach Gott, ach Gott!"

Gewaltsam ein Lächeln unterdrückend, sagte der junge Herr: „Das ist schlimm: „Das muß man nicht!"

Das war ihr aber wohl schon zu viel des Tadels.

„O, er meint es nicht böse, wahrhaftig nicht!" versicherte sie mit Wärme. „Ich weiß ja, was von Allem der Grund ist, wenn ich mir's auch vor Mama nicht merken lassen darf. Sie sprachen ja aber manchmal so laut — wenn ich mir die Ohren noch so fest zuhielt, ich mußte es hören." — Leise, ganz leise, wie ein Hauch, lispelte sie: „Onkel will nämlich mein Papa werden, und Mama denkt, mein Papa im Grabe könnte böse darüber sein. Das ist es."

„Ah, das?"

„Ja, und Mama meint auch, Onkel lade sich eine zu große Last auf mit uns. Darüber wurde Onkel so furchtbar zornig, ganz wild. Er hat die arme Mama gescholten, und sie hat gesagt, sie könne so etwas nicht aushalten, das sei ihr Tod. Er solle nie wiederkommen, wenn er sie so quälen wolle. Und da ist er gegangen, für immer. Deshalb ist es ja doch unmöglich, daß wir ihn zu Mama schicken, nicht wahr?"

Der Gefragte entschied sofort mit der ganzen Energie der höheren und besseren Einsicht: „Nein, das ist durchaus nicht unmöglich."

„Er wird gehen? Meinen Sie?"

„Er wird gehen! Ganz bestimmt!"

„Aber wie wird Mama erschrecken, wenn sie ihn sieht!"

„Na, laß das einmal gut sein!"

„Aber wenn sie hört, was mir geschehen ist?"

„Das wird er ihr so schonend sagen, wie irgend möglich! Verlaß Dich drauf! Komm Kind, wir wollen gleich einmal an ihn schreiben!"

„Also ja, wenn Sie meinen! Er soll rasch zu mir kommen, eh' er zu Mama geht. Ich muß mit ihm reden."

Im nächsten Augenblick hatte der gute Doktor ein Briefblatt und den Tintenstift bei der Hand und schrieb, was sie ihm leise und deutlich vordictirte:

„Lieber guter Onkel!

Ich bin überfahren worden und liege im Hospital; mein Arm ist gebrochen. Und Mama weiß gar nichts. Ach, lieber, lieber Onkel, komme doch gleich einmal zu mir!

Mit Gruß und Kuß

Deine Lotte."

„Und die Adresse?"

Charlotte zögerte noch, als gäbe sie ein Geheimniß preis. Dann sagte sie, jede Silbe betonend:

„Herrn Rittmeister Kurt von Crostitz, Kaiser Friedrichstraße 3, hochparterre."

Der Brief wurde durch Eilboten bestellt und traf den Adressaten zum Glück zu Hause. Es dauerte keine halbe Stunde, so war er zur Stelle. Der junge Mediziner war noch im Saale beschäftigt und empfing ihn an der Thür.

Der Rittmeister, eine echte hagere, hohe Rittergestalt mit kühnen, wetterbraunen schönen Zügen und eigenthümlich tiefem und blitzendem Blick war in sichtlicher Bewegung.

Das war noch ein Handdruck, mit dem er dem Doktor seine beruhigenden Worte lohnte! Er sagte mit einem hörbar tiefen Athemzug: „Gott sei Dank!" und wollte dann fröhlich, mit einem tröstlichen Scherz, auf Lottchens Bett zugehen.

Aber der Anblick der blassen Kleinen im groben bunten Armen-Nachtzeug, mit der Armbinde, dem nassen Tuch um's Köpfchen, dem Liebesblick in den fieberheißen Augen, der Tysol- und Chloroform-Geruch um sie her übermannten ihn.

Er saß eine ganze Weile stumm neben dem Bett, umfaßte nur zärtlich die kleine freie Hand, liebkoste die schmalen Wangen und das unter Kompresse vorquellende feinfädige Haar. Man sah, mit dem zartesten Empfinden seiner Seele hing er an diesem Kind.

Erst nach einer langen Weile begann er, sie herzhaft zu schelten.

„Was machst du für Streiche, du leichtsinniges, schreckliches Kind!"

Sie erzählte klar und verständig, wie alles gekommen war, bat ihn, zu Mama zu gehen, und schalt ihn dabei herzhaft wieder: „Wie konntest du neulich eigentlich so bös sein? Wie hast du uns so lange vergessen können?"

Er sagte bitter: „Ich wollte nie wiederkommen. Deine Mama mag mich ja nicht!"

„Ach du!" verwies sie ihn, ganz aufgebracht. Und dann fand leise und flüsternd, in wenigen Sekunden, eine lange, inhaltreiche Unterredung statt. Sie hatte ihm unter krampfhaftem Schlucken und Schluchzen viel zu sagen. Ihr Herz war so schwer. Alle Thränen, die ihre vergötterte Mutter in den letzten Tagen geweint hatte, lasteten darin. Für ihn aber klang aus diesem lieben altklugen Kindergeflüster das höchste Erdenglück. Heller und heiterer wurde sein dunkles Antlitz mit jedem Wort.

„Und nicht wahr liebster bester Onkel, nun gehst du rasch zu Mama und sagst es ihr, weißt du, so recht gut, recht still, was mir geschehen ist, und tröstest sie und redest ihr's recht fröhlich aus, wenn sie sich härmen will, und bringst sie mir?" bat die Kleine schließlich recht innig.

Er versprach es ihr mit festem Handdruck.

Als er gegangen war, verfiel die kleine Kranke in einen tiefen, fieberhaften und doch süßen, eigenthümlich genußvollen Schlaf.

Fest, fest lag sie in glücklicher Betäubung. Sie hörte ferne Glockenspiele tönen und sah ganze Felder voll rosa Primeln unter lichtblauem Himmel. Die Sonne schien, alles war so hell, so glücklich, ihr sorgendes Kinderleid lag ihr so fern.

Sie konnte sich nicht einmal aufraffen, als eine weiche leise thränenverhüllte Stimme sie nach Stunden beim Namen rief.

Aber sie lächelte im Traum.

Sie wußte durch den Fieberschleier hindurch genau, daß es die Mutter war, die neben ihr saß und daß die Mutter über den Schmerz, den sie jetzt um sie fühlte, bald und gut wegkommen würde.

Onkels Stimme sprach so mild zu ihr, von baldigem Gesunden, von Gottes Schutz und kurzem Leid. Und sie antwortete ihm so freundlich, so dankbar.

Die beiden waren einander nicht mehr bös.

Der Hochzeitsfrack.

„Himmel! Dieser elende Schneider kann einen Menschen verrückt machen!" rief Henri Winkler verzweifelt aus, wußte aber noch nicht recht, ob er sich ärgern oder lachen sollte. Er durchschritt das Zimmer beim Sprechen wie ein gefangener Löwe. Armer Kerl!

Sein Aerger war freilich berechtigt genug. Mit frisirtem und parfümirtem Kopf, mit den elegantesten Lackstiefeln, tadelloser Wäsche und gesticktem Oberhemd durchschritt er unruhig das Zimmer. Aber weiter geht die Schilderung seines äußeren Menschen nicht; denn der Schneider, der langweilige, unzuverlässige Kerl, hatte ihn heute im Stiche gelassen.

Henri Winkler verheirathete sich heute Punkt 12 Uhr mit seiner geliebten Aurelia in einer der schönsten Kirchen. Der Schneider hatte ihn um 10 Uhr den Anzug versprochen und nun war's ½12 Uhr und Herr Winkler stand von oben bis unten tadellos weiß, aber nicht die Ahnung von einem Schwalbenschwanz war auch nur in der Ferne zu sehen.

„Weißt Du, was ich thun würde," wagte der Bräutigamsführer und Freund vorzuschlagen, „ich würde den Hausrock anziehen und nicht mehr länger warten."

„Bring mir 'nen Hut voll vorjährigem Hagel, aber sprich nicht von meinem Hausrock, noch etwa von den Hosen dazu," rief Winkler laut auflachend. „Durch meinen Rock schimmert die helle Sonne und abgesehen von Mode und Schnitt, so waren die Hosen vor zehn Jahren mal schwarz, haben aber jetzt eine unbeschreibliche Farbe angenommen. Der Mann ist immer eine etwas lächerliche Figur, wenn er heirathet, selbst wenn im besten Staat, aber wenn ich in dem Aufzug erscheine, den Du mir vorschlägst, muß ich fürchten, Aurelie sagt „Nein„ statt „Ja", wenn wir am Altar stehen."

„Was willst Du aber thun? Es wird immer später. Sagtest Du nicht, der Schneider habe Dir den Anzug um 10 Uhr versprochen und jetzt ist's schon halb 12 Uhr vorbei!" rief Karl Held aufgeregt.

„Er versprach ganz sicher um 10 Uhr," antwortete Henri.

„Wie wär's wenn Du hinschicktest?" meinte Karl.

„Wo denkst Du denn hin!" erwiderte der Andere. „Es würde über eine Stunde dauern, ehe der Bote hinkommt, und zurück ebenso lange."

„Du hast recht!" seufzte Karl. „Aber wie hast Du Dir auch den Hochzeitsanzug so spät bestellen können. Er hätte schon seit acht Tagen im Hause sein müssen. Warum warst Du nur so thöricht?"

„Ja, ja, es war sehr dumm, mich auf diesen Esel von Schneider zu verlassen. Ich bestelle sonst Alles im letzten Augenblick, aber diesmal, fürchte ich, bin ich bitter bestraft."

Damit warf sich Henri ächzend in seinen Lehnstuhl.

„Sieh Dir mal meinen neuen Anzug an," sprach Karl, indem er zärtlich über den funkelnagelneuen Rock strich und sich in dem hohen Wandspiegel bewunderte. „Steht er mir nicht wundervoll? Siehst Du, ich war schlauer als Du; den Anzug habe ich mir lange zuvor bestellt und vor acht Tagen schon hatte ich ihn im Hause. Man mag sich auf Apotheker, Schuhmacher und sonst wen verlassen, aber niemals traue eines Schneiders Wort!"

„Deine guten Lehren mögen ja sehr unterhaltend sein, lieber Karl," brummte Winkler, „aber sie helfen mir jetzt nicht aus der scheußlichen Verlegenheit."

Plötzlich sprang der unglückliche Bräutigam vom Stuhl auf, griff den erstaunten Karl bei beiden Schultern, sah ihm aufgeregt ins Gesicht und rief:

„Aber Du kannst mir helfen, wenn Du willst, alter Junge. Du kannst mir den größten Freundschaftsdienst in diesem verzweifelten Moment leisten."

„Ich?" antwortete nun der überraschte Freund. „Wie in aller Welt kann ich Dir helfen? Ich sehe keinen Ausweg."

„Ich will ihn Dir zeigen. Sieh mal in den Spiegel, mein guter Junge. Sieh uns Beide an. Gleichen wir uns denn nicht in der Figur wie zwei Erbsen?"

„Nun, was soll das?" fragte Karl, indem er des Liebhabers Figur mit seinen großen braunen Augen förmlich verschlang.

„Siehst Du denn nicht, mein theuerster Freund, wie Du mir helfen kannst? Du leihst mir einfach Deinen Anzug, damit ich mich verheirathen kann!"

Was sollte Karl Held thun? Er warf einen traurigen scheidenden Blick auf seine große elegante Figur im Spiegel und dachte an seine Bertha, die er auch bald zum Altar zu führen hoffte. Er hatte sich seit Wochen auf diesen Tag gefreut, und nun mußte er sich wie ein ungezogener Junge ausziehen lassen. Er schalt auf sich und seine Eitelkeit, die Henri's Aufmerksamkeit auf den schönen Anzug und die gleichen Figuren gelenkt hatte. Was half's nun? Einer mußte zurückstehen, und da er seinem Freunde unmöglich in diesem Momente die Bitte abschlagen konnte, zog er dann resignirt den Hochzeitsstaat aus.

Es dauerte keine fünf Minuten, da war Henri in vollem Glanze und hatte auch sehr schnell die Kirche erreicht, geführt von seinem treuen Karl mit dem fadenscheinigen Hausrock und den Hosen von unbeschreiblicher Farbe. Winkler war einer der glücklichsten Menschen und Held einer der traurigsten, als er den Kirchengang mit seiner schönen Bertha, einer der Brautjungfern, am Arm entlang ging. Er wagte kaum, die Augen aufzuschlagen, aus Furcht, sie könne ihm vor Scham den Laufpaß geben. Eine Stunde später dampfte das neuvermählte Paar der Insel Wright zu, wo es die Flitterwochen zubringen wollte.

Henri hatte den Ueberzieher abgelegt, den Arm um seine junge Frau geschlungen und drückte sie innig an Held's neuen Leibrock.

„Lieber Henri, sagtest Du nicht, Du rauchst niemals?" fragte die junge Frau.

„Du hast ganz recht, mein Schatz," erwiderte er, „ich rauche niemals."

„Was ist denn aber in Deiner Rocktasche?" fragte die Kleine lächelnd.

„Es ist nur mein Notizbuch."

„Wirklich, ein Notizbuch?" rief das Frauchen. „Ich mache die höchste Wette, daß es eine Cigarrentasche ist."

Eine Minute später schlüpfte die kleine Frau mit ihren schlanken Fingerchen in des Mannes Tasche und holte eine richtige Cigarrentasche heraus, und zwar beide Seiten herrlich gestickt und parfümirt und mit den Worten auf der Rückseite: Dem Geliebten.

Mit einem bösen und erstaunten Blick auf ihren Mann fragte Frau Winkler: „Warum hast Du Dein Rauchen geleugnet? Glaubtest Du mir damit zu mißfallen? Aber sage mir vor Allem, wer arbeitete Dir diese Tasche?"

„Eine schöne Geschichte!" dachte Winkler und lachte verlegen auf, wobei ihn seine Gattin mit wachsendem Aerger beobachtete.

„Diese Cigarrentasche gehört einem Freunde von mir," stotterte er.

„Das ist eine nette Erfindung!" rief Aurelia.

Auf der nächsten Station stieg Henri aus, um für seine kleine Frau etwas Obst und Näscherei zu kaufen.

Aurelia benutzte seine Abwesenheit, um einen Brief, den sie heimlich aus der Cigarrentasche gezogen hatte, zu lesen, und dieser schloß: „Deine ewig liebende Bertha!"

Das setzte Allem die Krone auf. Hier auf der Hochzeitsreise mußte sie erkennen, daß sie mit einem Manne leben sollte, der sie jetzt schon so schändlich betrogen hatte. Sie war außer sich vor Schmerz und Zorn. Als Winkler zurückkam, sprach sie kein Wort mit ihm, hatte sich einen anderen Platz genommen und wollte ihn nicht einmal ansehen. Als der Zug sich der nächsten Station näherte, sprach Henri zu ihr:

„Aurelia, Du mußt mich hören und mir antworten! Sprich doch und sage mir, inwiefern ich Dich, mein Liebling, beleidigen konnte!"

Aurelia setzte sich ihm gegenüber, sah ihm gerade in's Gesicht und sagte bestimmt: „Ich werde Dich an der nächsten Station verlassen."

„Um Gotteswillen, Du weißt nicht, was Du sprichst. Ich beschwöre Dich, sage mir, was hat Dich so beleidigt?" schrie Winkler fassungslos.

„Ich werde Dich verlassen und zu meinen Eltern zurückkehren," schluchzte die junge Frau.

„Warum denn? Was habe ich denn gethan?"

„Du bist ein Heuchler, ein Verräther, ein ganz schlechter Mensch! Du hast Deiner armen Frau das Herz gebrochen und ein elendes Weib aus einer glückselig vertrauenden Braut gemacht," und Aurelia brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

„Mein geliebtes Kind, beruhige Dich doch und sage mir, was ist denn los. Um Gotteswillen, so sprich doch, rief Winkler, indem er versuchte, Aurelia's furchtbare Aufregung zu beruhigen.

„Mein geliebtes Weib," fing er an—

„Ich bin nicht Dein geliebtes Weib," rief Aurelia. „Deine ewig liebende Bertha ist Dein geliebtes Weib, Du schlechter Mensch, Du Betrüger!"

„Aber ich habe keine ewig liebende Bertha, gab Winkler zurück, „Du mußt wahnsinnig sein, Aurelia!"

„Wollte der Himmel, ich wäre irrsinnig, so würde ich doch nichts mehr von Deiner Schlechtigkeit wissen. Hier, nimm Deinen Liebesbrief und verlaß mich!"

Henri sah den Brief einen Moment an. Dann lachte er grell auf, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und rief:

„Jetzt ist mir Alles klar! Dieser Brief war in der Cigarrentasche und die Tasche in Karl's Rock. Mein liebes Frauchen, ich habe unser Eheleben mit einem großen Fehler angefangen, indem ich Dir etwas verheimlichte, was ich Dir von vornherein hätte sagen müssen: Der Schneider hat mir meinen Hochzeitsanzug nicht zur Zeit geliefert. Mein gepackter Koffer war schon nach dem Bahnhof geschickt und in meiner Wohnung hatte ich nichts weiter als meinen allerschlechtesten Hausanzug. Dies, mein Kind, ist Karl's Rock, Karl's Cigarrentasche und die ewig liebende Bertha gehört auch Karl."

„Dann, mein guter Henri, bin ich doch noch Dein liebes Weib?" fragte Aurelia durch Thränen lächelnd.

„Natürlich bist Du's," versicherte der glückliche Ehemann.

Aurelia küßte zärtlich die verhängnißvolle Cigarrentasche, aber natürlich noch zärtlicher ihren Henri.

„Du wirst nun immer daran denken, daß ein Ehemann niemals etwas vor seiner Frau verheimlichen soll."

„Und Du, mein thörichtes Kind, wirst Dir stets merken, daß eine Frau niemals ihres Gatten Taschen durchsuchen darf."

Die junge Frau gab das Unrecht zu und versprach, es nie wieder zu thun.

Ob sie wohl Wort gehalten hat? Wir möchten es fast bezweifeln.

Der Fabelgarten des großen Peter.

Einen eigenthümlichen Garten hielt sich Peter der Große bei seinem Sommerschloß in Petersburg. Der damalige Oberdirektor der kaiserlichen Gebäude und Gärten Alexander Lwowitsch Narischkin berichtete darüber: Zar Peter besprach sich oft mit dem Gärtner Schrödder, der aus Schweden berufen und dessen Plan zur Anlage des Sommerhofgartens in Petersburg genehmigt worden war. Dem vollendeten forderen Theil sollte sich ein Park mit hübschen Ruheplätzen anschließen. Dem Zaren fiel es aber nicht ein, mit dem Lustplatz einen Unterrichtsplatz zu verbinden. So ließ er eines Tages Schrödder rufen und sagte: „Ich bin mit Eurer Arbeit zufrieden, nur nehmt Ihr's nicht übel, wenn ich zwei Seitenquartiere umarbeiten lasse. Ich möchte gern, daß die, welche meinen Garten besuchen, zugleich einen lehrreichen Unterricht darin antreffen, ich will daher die Aesopischen Fabeln aufstellen lassen. Macht mir einen Plan, wie diese vortrefflichen Fabeln, die ein Volk wohl witzigen können, in diesen Gartenquartieren geschickt angebracht und vertheilt werden können. Schrödder ging an die Arbeit, und sein Plan wurde ausgeführt. Es wurden Heckengänge wie in einem Irrgarten angelegt, in jeder Biegung standen kleine Springbrunnen, über denen sich in Blei gegossene Scenen der Aesopischen Fabeln erhoben, bemooste Ruinen und versteinertes Muschelwerk aus dem Nowgorodersee dienten zum Schmuck des Brunnenbeckens. Die Thiere waren in natürlicher Größe gehalten und vergoldet. Bei jeder Darstellung wurde ein Täfelchen angebracht, auf dem die Fabel in russischer Sprache zu lesen war. Im Ganzen belief sich die Zahl der Fabel-Gruppen auf zweiundsiebzig, am Eingang des Gartens aber stand der Dichter selbst, der buckelige Aesop. Peter erkor den Fabelgarten bald zu seinem Lieblingsaufenthalt und wandelte oft stundenlang einsam darin umher. 1777 wurde die eigenartige Anlage von Sturm und Wasserfluth zerstört und konnte leider nicht wieder hergerichtet werden.

Schweizerisch.

Von sprachlichen Gemüthlichkeiten aus dem schweizerischen Militärleben berichtet die „Neue Züricher Zeitung": Der Name Niklaus wird mundartig meist „Niklaus" ausgesprochen; in vielen Gegenden wird aber ein t eingeschmuggelt und Nitklaus gesprochen, so im Frickthal, während man anderwärts, wie im Kanton Bern, nur den Namen „Klaus" kennt. Diese mundartliche Aussprache gab Anlaß zu einem köstlichen Auftritt im Kasernenhof von Aarau. Ein biederer Füsilier wurde bei der Aufnahme des Kompagnie-Etats einer Kompagnie aus dem Frickthal gefragt, wie sein Taufname heiße. „Nitklaus" ist seine Antwort. Der Offizier, ein Berner, dem offenbar der Name Niklaus weder mit noch ohne t bekannt war, fordern nur sein „Klaus", fragt noch einmal und erhält wiederum die gleiche Antwort: „Nitklaus". Nun wird der Frager wild und bricht los: „So, dir weit mi foppe, i han ech nit gfroget, wie dir nit heißet, sondern wie dir heißet. 24 Stunden Arrest, daß der Ma sich besinne cha, wie-n-er heißt, wenn er nit Klaus heißt." Der Mann wird abgeführt und in der Stammkontrolle nachgesehen, wie der Mann, der nit Klaus heißt, eigentlich getauft sei, und da fand sich eingetragen: „Amsler Niklaus von Kaisten."

Kleiner Irrthum.

Rechtsanwalt: „Ja, lieber Freund, wenn ich Ihnen wirklich helfen soll, dann dürfen Sie nichts für sich behalten."

Klient: „Das thue ich auch nicht, Herr Doktor, Sie haben ja jeden Pfennig, den ich im Vermögen habe, als Honorar bekommen."